

Frauenstimme

Nr. 9 * 48. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

1. Mai 1931

100 000 Arbeiterinnen weniger. Und andere kleine Tatsachen.

Bei der Diskussion über die Ursachen der Arbeitslosenkatastrophe spielt auch die Ueberlastung des Arbeitsmarktes durch die angebliche ständige Zunahme der Frauenarbeit eine große Rolle. Für die Belastung des Arbeitsmarktes ist aber nicht die Zahl aller Erwerbstätigen, sondern nur der Arbeitnehmer in abhängiger ständiger Stellung, also von Arbeitern und Angestellten, entscheidend. Das Statistische Reichsamt hat nun in seinen Berechnungen über den Zuwachs der Arbeitnehmer seit 1925, dem Jahr der Berufszählung, festgestellt, daß die männlichen Arbeitnehmer um fast 10 Prozent, die weiblichen nur um knapp 5 Prozent zugenommen haben. Diese Zunahme von insgesamt 300 000 weiblichen Arbeitern und Angestellten in den letzten fünf Jahren (gegenüber 1¼ Millionen männlichen) erklärt sich hauptsächlich aus dem Zuwachs von Personen erwerbsfähigen Alters. Aber die Zahl der Arbeitnehmerinnen ist absolut nur von 1925 bis 1928 gestiegen, von 1928 bis 1930 ist sie durch den Ausfall der Kriegsgeburtengeneration in ständigem Rückgang begriffen, so daß im Jahre 1930 gegen das Jahr 1929 sogar 100 000 Frauen weniger auf dem Arbeitsmarkt waren. Das Anschwellen der Arbeitslosigkeit 1929 bis 1930 kann also keineswegs mit einer Zunahme der Frauenarbeit in einen direkten Zusammenhang gebracht werden.

Schlechte Berufsausbildung der weiblichen Jugend als Ursache der Arbeitslosigkeit.

Die Wiener Gewerkschaftszeitung „Arbeit und Wirtschaft“ berichtet (Nr. 7 vom 1. April 1931) über eine Untersuchung der Industriellen Bezirkskommission über junge weibliche Arbeitslose aus der Konfektionsbranche, die zu Nach- und Umschulungskursen angewiesen wurden. Die meisten hatten während der Lehrzeit eine so mangelhafte einseitige Berufsausbildung „genossen“, die durch sofortige Entlassung nach Ablauf der festgesetzten Lehrzeit noch verschärft wurde, daß sie nur sehr schwer in Arbeitsplätze vermittelt werden konnten. Ein Teil war lediglich als Herrensneiderinnen zur Hand beschäftigt gewesen, da aber in Oesterreich diese Arbeiten nur selten von Frauen verrichtet werden und sie nichts anderes konnten, hatten sie keine Möglichkeiten, unterzukommen. Zahlreiche Blusen- und Konfektionsschneiderinnen hatten nur Maschinen-Tellarbeit oder ganz spezielle Maschinen- und Handarbeit gelernt. Viele hatten nur minderwertigstes Material verarbeiten gelernt, einige nur Reparaturen gearbeitet. Von den Wäschenäherinnen waren manche nur auf Handnähen angelehrt worden und nicht im Maschinennähen bewandert!

Mit der zunehmenden Arbeitslosigkeit wird auch im „Paradies Amerika“ der Frauenarbeit und dem „Doppelverdienst“ verheirateter Frauen erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt, ja sogar im Lande der Wettbewerbs- und Ausbeutungsfreiheit agitiert man gegen die Arbeit verheirateter Frauen als „unsozialer“ Zeiterscheinung. Bei der Volkszählung von 1920 waren von 8¼ Millionen erwerbstätiger Frauen in den USA 2 Millionen verheiratet, also jede vierte. Dieser Prozentsatz soll sich jedoch nach der Volkszählung von 1930, deren Ergebnisse noch nicht veröffentlicht sind, noch vergrößert haben. Nach Berichten des dem Arbeitsministerium angegliederten Frauenbüros sind in den Städten der Textilindustrie ein Drittel der erwerbstätigen Frauen verheiratet.

Die Frau in der Sowjetindustrie.

Nur in Sowjetrußland, dem einzigen Land ohne Arbeitslosigkeit, ist die industrielle Frauenarbeit ganz gleich ob von ledigen oder Verheirateten, keine ungern gesehene, sondern im Gegenteil eine geförderte und gebrauchte Tatsache. In einem Artikel der russischen Zeitung „Trud“ (6. März 1931) wird die Durchführung des Fünfjahrplanes nur unter der Voraussetzung einer aktiveren Teilnahme der Frauen als gesichert dargestellt. Als Beispiel dafür, daß Sowjetrußland die Frauenarbeit auch als Qualitätsarbeit schätze, wird angeführt, daß das Wohnhaus der Funktionäre der G.P.U. in Samara (Wolgagebiet) ausschließlich von weiblichen Bauarbeitern errichtet worden sei. Da der „Trud“ verlangt, daß energische Maßnahmen zur Beseitigung der noch immer herrschenden Vorurteile gegen die Frauenarbeit getroffen werden, scheine die öffentliche Anerkennung der arbeitenden Frau als völlig gleichwertig doch nicht so allgemein durchgedrungen zu sein, als wie sie in den kommunistischen Berichten immer preisend dargestellt wird.

Dem ersten Mai.

Beseligt trage deine Menschen wieder,
Du Erde, die vom Blute schrie.
Und tränke uns mit Melodie.
Ihr Völker, laßt die roten Fahnen wehen.

In Nacht versinke Brudermord,
Die Grenzen laßt zerflattern und vergehen,
Zu Sternenhöhen trage Geist uns fort.
Ihr Hände, laßt die Arbeit heute schweigen.

Entfalte, Sonne, dein Gefieder
Ein Tag stieg auf aus einem Meer von Blut,
Der tönt von Licht und Kinderreigen
Und Friedensworten, die so lang geruht.

Ihr Mütter, blüht mit freudeschwerem Schoße
Entgegen einer jungen Zeit,
Wo sich in opferstarkem Lose
Ein Bruder froh dem andern weilt.

Wie alle Stunden von der Arbeit schwellen,
Die Tage atmen leicht beschwingt,
Seht, wie aus immer neuen Quellen
Urkraft in unsere Seelen dringt.

Kämpfer wir und Ueberwinder.
Tot der Fluch, der uns gebannt.
Maschinen, Aecker, Blumen, Kinder,
Wie sind wir alle uns verwandt.

Wie strömen wir zu einem Chor zusammen
Und lösen jeden dunklen Schrei:
Menschheit, Meer von Opferflammen,
Friede, Freude, erster Mai.

Bruno Schönlink.

Eine Bibliographie der Frauenfrage und Frauenarbeit.

Eine Sammlung und Zusammenstellung des Schrifttums der Frauenfrage mit Erläuterungen, Inhaltsangaben, Kritiken usw. ist eine notwendige und begrüßenswerte Arbeit, an der der Deutsche Akademikerinnenbund nun schon das vierte Jahr arbeitet. Ueber Umfang, Gliederung und Art dieser umfassenden Bibliographie gibt Agnes von Zahn-Harnack in der Zeitschrift „Die Frau“ (Aprilheft 1931) ausführlichen Bericht. Es ist zu hoffen, daß diese von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft unterstützte, kurz vor ihrem Abschluß stehende Arbeit nicht allzu einseitig vom bürgerlichen Standpunkt aus gesehen worden ist und das Thema, dem die

gesamte Frauenfrage ihren stärksten Impuls verdankt, das Thema „Die Frau und der Sozialismus“ nicht so „nebenbei“ abtut, wie bürgerliche Darstellungen es bisher meist getan haben. Nach der abgedruckten Disposition ist übrigens die schwerwiegende Abteilung „Beruf und Erwerb“ nur eine unter 32 anderen.

Eine Zeitung von Frauen für Frauen.

In London wird eine männerreine Zeitung — „The Call“ (Die Stimme) — erscheinen, die ausschließlich von Frauen geleitet und redigiert und für Frauen bestimmt ist. Für die technische Herstellung kann allerdings „leider“ auf die Mitarbeit der Männer noch nicht verzichtet werden.

„Neue“ Generation?

„In einem Aufsatz der Prima beneideten die jungen Mädchen“, so erzählte mir kürzlich eine Studienrätin, „fast durchweg ihre Mütter, die ihre Jugend genießen durften, nicht in Berufsausbildung und Erwerbskampf hinausgeschleudert wurden und mit Sicherheit eine glücklich-harmonische Lebenserfüllung in der Ehe erwarten konnten“, berichtet Ilse Reide in einem Artikel. Sicherlich ist diese Begebenheit wahr und wirklich passiert — so paradox es scheinen mag, daß heutige Mädchen ihre Mütter beneiden. Spricht aus dieser Art Ideologie etwa neu erwachte Mütterlichkeit, „neue Seele“ statt nicht mehr neuer Sachlichkeit, oder liegt nicht vielmehr gerade in solcher unechten Romantik die Wurzel für jene Flucht vor selbständiger Arbeit und unbequemer Mitverantwortung, die dann unter der Gloriole, daß die deutsche Frau in ihren eigenen Beruf am Herd und im Heim, als Magd und Heilige, gehöre, der politischen Reaktion Anhängerinnen zutreibt?

Die einen und die anderen.

(Aus einer Plauderei einer Frau in der „Bosfischen Zeitung“): „Gestern mittag kam ich hungrig und verheßt aus der Stadt. Von Essen und Ruhe war vorläufig keine Rede — ich mußte schnell irgendwo anrufen und wichtige Briefe lesen. Jedenfalls hielt ich sie für schrecklich wichtig, solange sie zu waren. Außerdem wartete

der Schuhmacher auf mich. In Windeseife wurden die Schuhe bestellt, ich handelte, weil ich sie im voraus bezahlen wollte, stürzte an den Schreibtisch, das Telephon klingelt — murmelte überflüssige Höflichkeiten und sehr freundschaftliche Gefühlsausbrüche in die Muschel, zur Tür herein erkärt man mir, das Essen sei aufgetragen. — „Wie bitte? Ja, sofort!“ — Vor mir steht mein alter Schuhmacher“ usw.

(Aus einem Bericht einer Textilarbeiterin in „Mein Arbeitstag, mein Wochenende“): „Mein Arbeitstag, der beginnt schon morgens um 5 Uhr, da muß ich für meinen Sohn und mich das Mittagessen fertigkochen, das Frühstück zurechtmachen, die kleine Wohnung aufräumen, dann gehe ich im Eiltempo zur Arbeit. 8½ Stunden für gewöhnlich anstrengende Arbeit folgen nun . . . Es ist dann nachmittags 5 Uhr, wenn ich die Fabrik verlasse. Weil ich eine gute halbe Stunde außerhalb wohne, ist es gewöhnlich, die Einkäufe eingerechnet, 6 Uhr, wenn ich wieder in den heimatischen vier Wänden lande. Mit Feuerung herabbesorgen, das Abendessen zurechtmachen, die Schularbeiten beaufsichtigen, dabei das Gemüse putzen und antochen für den nächsten Tag, die Betten in Ordnung bringen, den Fußboden noch frisch auswischen, das Geschirr spülen, ist es bestimmt 8 Uhr geworden . . . Noch bin ich nicht mit meiner Arbeit fertig. Ich muß noch die Nähmaschine hervorkholen, es hat sich sicher vieles zum Nähen angesammelt . . .“

Moskauer Kinder.

Eine Moskauer Kinderzeitschrift „Muschka“ bringt unter „Eingefandt“ folgende Kundgebung:

„Wir, Tolja und Slawtschik Malkow, 3 und 6 Jahre alt, begrüßen den Wettbewerbsaufruf von Nitoischka Kloaden und sind der Ansicht, daß die Spendensammlung für die Traktorenkolonne durchaus zeitgemäß ist. Die Kollschosy (Kollektivwirtschaften) bedürfen solcher Geschenke sehr und besonders von unserer Zeitschrift „Muschka“, von uns kleinen Kindern, die durch diese Tat am Aufbau des Sozialismus mitwirken wollen.“

Besonders der dreijährige Tolja wird unbedingt sehr sachverständig sein.

S. S.

Anflage einer Kriegerwitwe.

Frau Martha Harnok, die Sekretärin des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegeshinterbliebenen, hielt in der Berliner Kundgebung gegen den beabsichtigten Abbau der Kriegsgrenten eine scharfe Anflagerede, der wir folgendes entnehmen:

Das Schicksal der Kriegshinterbliebenen ist bei den vielen harten Schicksalen unserer Zeit fast vergessen. Der furchtbare Krieg hat aber eine große Zahl von Familien in das bitterste Elend gebracht. Bei Kriegsende zählte man 600 000 Kriegerwitwen und 1 200 000 Kriegswaisen. Nach der letzten Zählung gibt es in Deutschland noch 380 000 Kriegerwitwen, 625 000 Kriegswaisen, 380 000 Kriegereltern.

Wer fragt heute noch nach dem Lebensschicksal der Hinterbliebenen? Besonders die Hinterbliebenen werden als Belastung des Staates angesehen. Aus den angegebenen Zahlen spricht aber das Elend eines Volkskreises, der gerade für den Schutz und die Sicherheit der Allgemeinheit sein Bestes gegeben hat.

Die Kriegshinterbliebenen führten von dem Augenblick an, da der Mann in den Schützengraben geschickt wurde, einen Kampf mit der Entbehrung.

Sie wurden herausgerissen aus einer gesicherten Existenz, aus einem Familienleben, das sie gerade aufbauen und ausbauen wollten.

Das Ende des Krieges brachte ihnen noch einmal den ganzen furchtbaren Verlust zum Bewußtsein.

Damals war es die Organisation, die ihnen durch die Arbeit für alle Opfer des Krieges neuen Mut zum Leben gab. Die Kriegerwitwen sind allein ihren Kindern Vater und Mutter gewesen, sie haben die Familie und das Vaterhaus und damit die Heimat für die Jugend erhalten. Sie haben aber einen Kampf mit der Einsamkeit und Verlassenheit geführt, der sie selbst in die schwersten innersten Zermürbungen geführt hat. Gerade aber diese Einsamkeit fühlt niemand mit der Kriegerwitwe. Niemand denkt daran, wie sie, allein verantwortlich für das Wohl und die Zukunft ihrer Kinder, um die rechte Erkenntnis gerungen hat.

Mancher Rat wurde ihr gegeben; die letzte und verantwortungsvolle Entscheidung in allen Lebenslagen mußte sie allein treffen. Denkt man daran, wenn man von den Kriegerwitwen spricht und ihr Leben kritisiert? Auch in der Kriegerwitwe lebte der aßen Menschen gemeinsame Wunsch nach einem Kameraden und nach Lebensfreude und -frohsinn. Wir wollen es allen sagen, die auf das Leben der Kriegerwitwen mit Mißachtung und Neid sehen, daß die Kriegerwitwen heute genau dieselben guten Ehefrauen wären wie alle anderen Ehefrauen, die das Glück haben, an der Seite ihrer Männer zu leben.

Aber man hat ihnen den Gatten, den Lebenskameraden genommen, hat ihn in die vordersten Reihen geschickt zum Schutze des Vaterlandes, zum Schutze auch des Eigentums derjenigen, die heute über die Kriegerwitwen zu Gericht sitzen möchten.

Vielfach hört man, den Kriegerwitwen auf dem Lande ginge es gut. Das kam ja auch 1927 bei der 5. Novelle zum Reichsverpflegungsgesetz zum Ausdruck. Die Kriegerwitwen, die auf dem Lande wohnen, sind so verschüchtert und ängstlich, daß sie überhaupt nicht wagen, irgendwelche Klagen anzubringen.

So erzählt eine Kriegerwitwe: Sie wohnte mit ihrem Manne bei Ausbruch des Krieges auf einem Gute, auf dem ihr Mann Schweizer war. Der Mann wurde sofort eingezogen und fiel auch in den ersten Augusttagen 1914. Die Witwe blieb mit 6 kleinen Kindern zurück. Im Anfang wurde sie allgemein bedauert und durfte in der Wohnung auf dem Gute wohnen bleiben. Es wurde dann aber von ihr verlangt, daß sie täglich die schwere Feldarbeit verrichte. Durch die vielen kleinen Kinder war sie dazu nicht in der Lage. Es wurde ihr dann gesagt, sie müsse einen Mann als Ersatz stellen oder die Wohnung räumen.

Da sie eine Ersatzkraft nicht stellen konnte, so wurden eines Tages einfach ihre wenigen Habseligkeiten verladen und sie und ihre Kinder in irgendeiner Barade untergebracht.

Sie war nun vollständig arbeitsunfähig und zermürbt. Mit ihrem häufigsten Kinder wurde sie bald hier, bald dorthin verladen, je nachdem ein kaum menschenwürdiges Loch als Unterschlupf gerade frei war. Sie mußte sich dazu immer noch vorwerfen lassen, daß sie als Drohne dem Staate nur Geld koste, aber nichts einbringe. Wenn trotz dieser Schikanen nunmehr die Kinder erwachsen und arbeitsam sind und zum Teil auch eigenen Verdienst haben, so ist es nicht das Verdienst derjenigen, die die Frau an den Rand der Verzweiflung brachten. Von Jugendfürsorge kann noch weniger gesprochen werden. Gutmachen kann man ein solches Elend nie wieder an den Familien. So sieht es auf dem Lande in Hunderten von Fällen aus. So behandelt man die Familien der Kämpfer für das Vaterland, so die Erzieherinnen der kommenden Generation.

Die Verhältnisse unter den Kriegerwitwen sind auch wirtschaftlich unhaltbar. Eine Witwe erhält heute in Ortsklasse B an Rente rund 37 Mark. Dazu kann eine Zuschlagrente von 34 Mark gewährt werden. Diese Summe kann nicht als das Existenzminimum angesehen werden.

Trotzdem sehen die Nachprüfungen bei Gewährung der Zuschlagrente in verschärftem Maße ein. Sie haben zur Zeit eine Form angenommen, bei der von sozialem Verständnis überhaupt nicht mehr die Rede sein kann.

Es kommt noch hinzu, daß die nach dem Reichsverorgungs-gesetz gewährten Beihilfen bei vielen Witwen gekürzt oder ganz entzogen wurden. Die Familien sind dadurch in das größte Elend gekommen und sind vollständig auf die allgemeine Wohlfahrtspflege angewiesen. Ob wohl alle diejenigen, die glauben, daß die Kriegser-witwen gut versorgt seien, um diese Versorgung Lebensglück, Sicher-heit, Gemeinsamkeit und volles Frauentum hingeben möchten?

Die Erziehungsbeihilfen sind gekürzt. Stärkere An-rechnung der Mittel aus anderen Quellen findet überall statt. Viel-fach ist dadurch die Berufsausbildung der Kriegserwaisen vollständig in Frage gestellt. Auch hier ist die Antragsstellung gespart, wenn auch Weiterbewilligungen der schon gewährten Beihilfen erfolgen können. Viele Waisen, die jetzt die Berufsausbildung be-ginnen sollten, kommen in die schwierigsten Verhältnisse, weil die Erziehungsbeihilfen nicht bewilligt werden können. Die Krieger-waisen, die aus der Versorgung ausgeschieden sind, leiden zum größten Teil unter der allgemeinen Arbeitslosigkeit.

Die Kriegserwitwen haben sich zum großen Teil bemüht, ihre Kinder zu republikanischen Staatsbürgern zu erziehen.

Die dauernde Not der Mutter, die Aussichtslosigkeit für die eigene Zukunft, die Entziehung der bisher gewährten Beihilfen kann nicht dazu dienen, die Jugend zu freundigen Staatsbürgern zu erziehen, die den heutigen Staat bejahen.

Schon aus staatspolitischem Interesse müssen wir warnen, etwa weitere Kürzungen vorzunehmen. Es ist höchste Zeit, die bis-herigen Kürzungen wieder aufzuheben. Anträge auf Elternrente oder Beihilfe können nicht mehr gestellt werden.

Welche Härte darin liegt, nur an einem Beispiel:

Ein Elternpaar, Vater und Mutter, beide über 60 Jahre alt. Der Vater hat bis zum 31. März 1930 einen Verdienst von monat-lich 75 M. Vom 1. April ab wird er nur noch im Gnadenwege beschäftigt und erhält nur noch 45 M., Kürzung also nach Ablauf der Frist. Die Kriegermutter, auch berufstätig, erkrankt schwer, muß operiert werden, erhält bis zum Juni 1930 monatlich 100 M. Krankengeld, bis zum Dezember 1930 wöchentlich 12 M. Arbeits-losenunterstützung. Im Januar 1931 wird Krisenunterstützung ab-

gelehnt, da sie nicht alleiniger Ernährer der Familie sei. Arzt be-scheinigt ihr völlige Erwerbsunfähigkeit. Ihre Stelle muß sie auf-geben, Invalidentrente wird nicht gezahlt, da die Anwartschaftszeit nicht erfüllt. Einkommen der Kriegereatern monatlich 45 M. Ein Sohn gefallen, ein Sohn vermisst, also zwei Söhne dem Vaterlande geopfert. Nur eine Tochter lebt noch, die verheiratet ist.

Läßt es sich unter solchen Verhältnissen überhaupt verantworten, daß die Bestimmungen über Versorgung der Kriegereatern im Härteausgleich noch nicht herausgegeben sind? Muß nicht der Staat wenigstens soviel Mittel haben, um diese Eltern zu versorgen?

Es dürfte Zeit sein, einmal darüber nachzudenken, wie sich das Lebensschicksal der Kriegereatern weiter gestalten soll.

Wenn auf der anderen Seite zur Sanierung der Landwirtschaft, für den Bau eines Panzerkreuzers usw. große Summen bewilligt werden, muß man auch die Mittel haben, für die Kriegesopfer zu sorgen.

Kürzungen an der materiellen Versorgung können von den Hinterbliebenen, von diesem Personenkreis, der aus durchaus ge-sunden wirtschaftlichen Verhältnissen stammt, nicht ertragen werden.

Noch sind nicht alle Soldaten des Weltkrieges beerdigt. Auf den Schlachtfeldern in Frankreich liegen noch unbestattete Soldaten. Das Schicksal ihrer Hinterbliebenen aber ist in der ganzen Grausamkeit, mit der es diese Kriegesopfer betroffen hat, von dem deutschen Volk niemals erfaßt und jetzt zum großen Teil vergessen worden. Pflicht der Reichsregierung ist es, bei allen Angriffen auf die Versorgung der Kriegereatern-belebenen, wo sie auch erhoben werden, darauf hinzuweisen, daß diese Kreise ein Opfer gebracht haben zum Schutze des Staates, zum Schutze der Allgemeinheit, das mit der geringen Versorgung bestimmt nicht als abgegolten angesehen werden kann.

Wir haben Opfer gebracht für das deutsche Volk. Eine Krieger-mutter sagte: „Unsere Männer und Söhne haben nur eins gekannt als sie gerufen wurden: Ich muß!“ Wir erwarten den gleichen Willen von der Reichsregierung, wenn es um das Wohl der Krieger-hinterbliebenen geht. Opfer gegen Opfer!

Die Kultur der kleinen Dinge.

Wer jemals in einem Montessori-Kinderheim zu Gast war, der weiß, mit welcher freudiger Andacht die Kleinen und Klein-sten täglich den Tisch decken. Sorgfältig legen sie eine weiße oder bunte Decke auf; in die Mitte wird eine Vase mit Blumen gestellt und auf den einzelnen Tischplätzen werden regelmäßig Teller, Tassen und Bestecke angeordnet. Prüfend lassen die kleinen Tischdecktücher noch einen letzten kritischen Blick über ihr Werk gleiten: hier rücken sie etwas zurecht, dort schieben sie den Vössel ein wenig vor, damit er in gerader Linie liegt. Erst dann, wenn wirklich alles zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen ist, werden die Spiel- und Arbeitsgefä-ßen zum Essen gerufen. Tadellos sauber gewaschene Kindergesichter, aus deren Mienen frohe Erwartung spricht, neigen sich über die aufgetragenen Speisen. Saubere Kinderhände hantieren sorgsam mit Gabel und Vössel. Ueber der ganzen Kindergruppe, der schönen Anordnung der Dinge, liegt eine geruhame, heitere Stimmung, die sich unwillkürlich auch dem Gaste mitteilt. In ungelünstelter Weise, mit einfachsten Mitteln ist hier von Kindern die Kultur des gedeckten Tisches verwirklicht worden.

Mit vollem Bewußtsein hat Maria Montessori schon das Klein-kind zu dieser Aufgabe erzogen. Nicht bei allen, aber sicherlich bei vielen dieser Kinder wird eine solche Erziehung nachwirken bis in die Jahre des Erwachsenseins und wird ihre Früchte tragen im eigenen Haushalt. In einem solchen Kinde ist ein Gefühl dafür ge-weckt worden, daß die Kultur des täglichen Lebens bei den kleinen Dingen beginnt, bei der Sauberkeit des Fußbodens, und der Möbel, des Tischtuchs und Geschirrs, bei dem harmonischen Uebergang der Formen und Farben, bei der Sorgfältigkeit, mit der Tassen, Teller und Bestecke angeordnet werden. Denn nicht der Luxus, sondern die Ästhetik, nicht der materielle Wert, sondern der Stil ist ent-scheidend. Es ist gewiß schwer, in einer Zeit größter materieller Not die Kultur der kleinen Dinge nicht zu vernachlässigen. Aber der Sozialismus hat von Anfang an, als das Proletariat noch un-gleich schlimmer daran war als heute, als der Arbeiter unfrei, be-drückt und rechtlos, ausgebeutet und ohne Schutz war, das große Kulturproblem in sein Programm aufgenommen. Dem Arbeiter nicht nur politische Freiheit, sondern auch seelische und geistige Weiterbildung, das Bewußtsein zu geben, daß auch er ein Recht habe, an den Kulturgütern teilzunehmen, war schon vor einem halben Jahrhundert das große Ziel unserer Vo-kämpfer. Und immer wieder beginnt der Weg zu diesem Ziel bei den kleinen Dingen, die uns täglich umgeben, die an uns formen und unser Wesen mitbestimmen.

Da steht am Fenster einer engen Wohnküche ein einfacher, vier-eckiger Tisch, der mit weißem Wachstuch bedeckt ist. Einfache Speisen in billigem Geschirr laden zum Essen ein. Eine unendliche Schlichtheit, aber ebensoviele innere Wahrhaftigkeit geht von diesem gedeckten Tisch aus, der so ganz seinen Zweck erfüllt: Er lädt die Bewohner ein, zu rasten und sich zu stärken, auszuruhen und neue Kraft zu sammeln. Da steht ein dunkelgebeizter Tisch in einer kleinen Wohnstube, die der ganzen Familie als Aufenthalt dient.

Eine leicht waschbare, bunte Decke liegt auf der Tischplatte, und in schlichtem, weißem Geschirr sind einige Speisen angerichtet. Freilich gibt es auch andere Tische. Sie sind Abladeplätze für alles, was der Eintretende gerade in der Hand hält, und selbstverständlich wird hier auch gegessen. Behebt kommt die Frau aus der Küche herein-gestürzt; vielleicht ist sie selbst erst vor kurzem von der Arbeit nach Hause gekommen, und die Kinder haben es nie gelernt, die kleinen Dinge um sie her zu beachten. In Eile werden Zeitungen, Woll-tüchel, Spielzeug, Stopfsachen beiseitegeschoben. Der Topf wird, wie er vom Herd kommt, auf einen Holzunterfah gestellt, und dann sättigt man sich. Mißmutig und hastig wird gegessen in der ungestil-lichen Umgebung. Wer fertig ist, der erhebt sich erleichtert und sucht das Weiße. Zwar hat die Hausfrau noch andere Schüsseln und Teller in ihrem Küchenschrank, aber wozu sie herausholen? Das kann man tun, wenn einmal Besuch kommt. Für die eigene Familie aber sind beschädigte Geschirre, Tassen mit abgeschlagenen Henkeln, ge-sprungene Teller gut genug. Man ist ja auch viel zu müde im All-tag geworden. Das Leben ist so schwer, und man hat nicht mehr die Kraft, von innen heraus Freude und Glanz über die kleinen Dinge zu legen.

Aber manchmal ist es seltsam — es ist, als ob die vernachlässig-ten, unscheinbaren kleinen Dinge sich an den Menschen rächen wol-ten. Denn wie kommen die Kinder plötzlich darauf, unappetitlich und unartig zu essen, und warum steht der Mann mit einer Ge-bärde des Ekels auf und geht ins Wirtshaus? Haben die kleinen Dinge ihr Eigenleben und ihre eigene Seele, wie es Kinder und Märchen erzählen? Vielleicht müssen wir Erwachsenen immer wie-der lernen von den Kindern, die in Ruhe und stiller Heiterkeit ih-ren einfachen Tisch decken, müssen das alte Märchen vom „Tischlein deck dich“ täglich von neuem verwirklichen, so schwer es auch heute ist. Vielleicht ist diese Kultur der kleinen Dinge des Alltags die beste innere Ergänzung zu dem großen Kampfe des Sozialismus, um menschenwürdige Wohnung und ausreichende Löhne, um Freiheit und Wochenende, um politischen und kulturellen Aufstieg. M. E.

Moderne Frau und Frühjahrsmode.

Noch vor wenigen Monaten glaubte man, daß die Zeit der langen Röcke, der Staubfänger, der Schleppen von neuem begonnen habe. Das billige, zweckmäßige, kurze Frauentleid hatte sich in ein stoffreiches, weites, gebauchtes Ungeheuer verwandelt, das lebhaft an Großmutterns Zeiten erinnerte. Zipfel rechts und links, vorn und hinten, Volants, Fältchen und endlich die Krönung der neuen Mode-schöpfung des 20. Jahrhunderts, die Schleppe. Nicht nur im Ballsaal, sondern bereits auf der Straße, nicht nur in der Großstadt, sondern auch auf den Dörfern sah man Gestalten früherer Jahr-hunderte erneut auferstehen, die den neuesten Modetyp darstellten, Lange, nahezu bis zum Erdboden reichende Kleider mit engen, kürzer

Talken, mit Hästchen, Desen und Knöpfchen. Wohl kam da und dort ein Protest in die Dessenlichkeit, Spottgedichte erschienen in den Witzblättern, aber im ganzen gesehen wollte es doch beinahe scheinen, als ob wieder einmal die Vergangenheit den Sieg davontragen wollte über die Gegenwart, das Ueberlebte, Unzweckmäßige, Unvernünftige über das Zeitgemäße, das Einfache und die Vernunft.

Die neue Frühjahrsmode jedoch beweist, daß die neue Zeit diesen Angriff auf die äußere Gestaltung ihres Frauentyps zwar nicht völlig zurückgeschlagen, aber doch ziemlich erfolgreich abgewehrt hat. Im Ballsaal gibt es immer noch das lange Kleid, aber die Schleppe ist bereits ziemlich verschwunden. Auch alle ihre Vorläufer, die ungleiche Länge der Kleider, die Zipfel zu beiden Seiten sind bereits kaum mehr zu sehen und gelten als überholt. Das Straßen- und Nachmittagskleid ist zwar etwas länger geworden im Vergleich zu der Mode vor einigen Jahren — man trägt sie heute im allgemeinen etwa so, daß die Kante 30 Zentimeter vom Erdboden entfernt ist —, aber daneben sieht man auch noch den etwas kürzeren Rock für Laufkleider und für das unveränderte, billige und praktische Arbeitskleid. So hat es gerade die arbeitende Frau in diesem Frühjahr leicht, modern und ansprechend gekleidet zu sein, ohne große Geldmittel auszugeben. Man kann heute seine alten Wulsen aufräumen, indem man sie einfach im Rock trägt, anstatt sie überzuhängen. Eine bunte Krawatte, die man sich aus einem billigen Seidenrest selbst herstellen kann, bringt eine neue frische Tönung hinein. Das alte Tageskleid vom vorigen Jahr erhält ebenfalls einen modernen Anstrich durch Verwendung einer der hübschen neuen Garnituren aus Piqué, aus Vochstickerel oder Batist. Oder aber man wählt eine Weste aus Schottenstoff oder aus bunter Kunstseide, die gleichfalls als billiger Rest gekauft und selbst geschneidert werden kann. Das alte Kostüm kann einen neuen schmalen Gürtel bekommen, durch den es ganz modern wirkt, oder man tauscht sich zu der blauen oder schwarzen Kostümjacke einen Schottenrock und ist damit wirklich schon nach der „allerlehten Mode“ gekleidet. Auch die Kasakbluse ist sehr häufig auf dem Programm dieses Frühjahrs zu finden, ebenso wie das Kasakkleid, das zu allen Gelegenheiten getragen wird. Als Kopfbedeckung trägt man immer noch die billige und jugendliche Kappe oder Mütze, die gerade für die arbeitende Frau den Vorzug des Preiswerten und des Praktischen in sich vereinigt.

Im ganzen gesehen, darf man heute, ohne allzu optimistisch zu sein, sagen, daß der neue Frauentyp des 20. Jahrhunderts die arbeitende, auf irgendeinem Gebiet tätige Frau, die den Kampf mit dem Alltag nicht nur dem Manne überläßt, die neue Mode entscheidend beeinflusst hat. Ihr Schöpfer in den großen Modeteilern können eben einfach nicht an dem Riesenheer derjenigen Frauen vorübergehen, die Tag um Tag in Fabriken und Büros, im Haushalt oder in sonstigen Berufen ihrer Arbeit nachgehen und zu denen das Schleppekleid der Kokotodame, deren Tag nur mit Nichtigkeiten ausgefüllt war, nicht passen will. Und wenn die Meister der „haute couture“, die Besitzer der großen Ateliers noch so unzufrieden sind mit dem billigen, halblangen, fußfreien Frauenkleid und seine glatte einfache Linie nur zu gern in ein Arabestenwerk von Schnörkeln und Verzierungen auflösen möchten, damit mehr Stoff gekauft und eine teure Verarbeitung möglich wird, so gelingt es ihnen doch nur, mit dieser Forderung den Ballsaal, das Reich der Ueberflüssigkeiten, zu behaupten. Beim Licht des Tages, im nüchternen, schwer zu erkämpfenden Alltag der Gegenwart, umgeben von Arbeitslosigkeit und Wirtschaftskrise, schrumpfen ihre Forderungen zusammen, denn hier ist das Reich der Nichtigkeiten zu Ende. Hier beginnt das Reich der Straße, der hochragenden Schornsteine und Fabriken, der Mietkasernen, der Büroräume und Werkstätten, die Welt der Frau von heute, die Welt der Arbeit. E. M.

Kampf um das Spiel.

Auf der sonnenhellen, noch ziemlich kühlen Straße schiebt eine junge Frau den Kinderwagen vor sich her. Man sieht, sie gibt viel auf Ordnung und Reinlichkeit. Hell lacht, weiß ausgeschlagen, mit sorgfältig gebügelm Volant verziert, macht der Wagen einen gutgepflegten Eindruck, ebenso wie das Baby in heller, ansprechender Kleidung. Das zierliche Köpfchen eines kleinen Mädchens ragt heraus mit dunklem, geträufeltem Haar, feingeschnittene Augen, klug blickende Augenlider, die angelegentlich nach allen Seiten Ausschau halten. Und es gibt so viel zu sehen, so viel. Ja, es gibt viel zu sehen. Zulezt wird man dessen müde. Was nun? Man guckt in den Wagen, man entdeckt den Volant, der, von leisem Lüftchen bewegt, einen herausfordernd anspricht. Schon fahren die zierlichen Finger durch die Falten des lustig tanzenden Weiß. Kleines steckt den großen Finger unter die Falte, den Daumen dazu. Nun sind sie weg. Das Kind amüsiert sich töstlich und lacht.

Die Mutter hat den Wagen mechanisch vorwärts geschoben. Das Dauchen des Kindes weckt sie zur Wachsamkeit. Sie findet es an der Zeit, den Volant aus Babys Fingern zu reißen. Entschlossen faßt sie die kleinen Hände und schiebt sie zurück auf die Wagendecke.

Da lagen sie nun, lang und schlant, und langweilen sich unter Babys nachdenklichem Blick.

Doch kaum eine Minute währt die gezwungene Entspannung. Dann kommt wieder Leben in die Fingerchen. Sie krümmen sich, zucken empor, greifen erneut in den Volant. Mechanisch, unter dem Zwang eines Reflexes, der von der Gespanntheit des gefamten kleinen, zur Bewegungslosigkeit verurteilten Körpers ausgeht, scheint, um den gehemmten Lebensstrom freizumachen, zu befreien von seinem Ueberfluß.

„Du, du — wirst du wohl folgen!“ Scharf, kurz und hastig tippen die Fingerchen der mitterlichen Hände auf die Finger des Kindes. Das Kind läßt den Volant fahren. Seine Augen werden groß und starren geradeaus. Ohne es zu wissen, bringt das Kind sofort wieder die Finger an den verbotenen Volant. Die Mutter droht mit dem Finger. Babys Hände lassen los, um gleich darauf erneut zuzugreifen. Neckisches Spiel kommt in den Blick, ein Lächeln in die Züge. Mit seitlich geneigtem Köpfchen bietet das kleine Mädchen allen ihm zu Gebote stehenden Liebreiz auf, um die Mutter seinem Spiel geneigt zu machen, um sich das Recht auf Befriedigung seines natürlichen Spieltriebes nicht nehmen zu lassen. Aber Mutter ist nicht aufgelegt zum Späßen. Plötzlicher Zorn steigt in ihr auf gegen das kleine Geschöpf, das, so jung noch, so winzig, schon ihrem Willen zu widerstehen wagt. Mit aller Gewalt reißt sie die Händchen vom Wagenrand, schlägt zu. Patsch, patsch. „Siehst du, wenn man nicht folgt!“ Unter den langen Wimpern des kleinen Mädchens schiebt ein feindseliger Blick hervor, ein böses Zwinkern, und wie sich Mutters Hände den ihren nähern, fucheln die kleinen Hände heftig gegen sie los.

Erbitterter Kampf. Der Kampf zweier Geltungstrebungen gegeneinander. Die Mutter empfindet nicht mehr ihr kleines Kind, das zum Leben drängt, zur Bewegung, Befähigung all seiner Organe und Glieder. Sie sieht nicht das hilflos schwache, liebliche Wesen, für das sie täglich liebend sorgt und denkt, das sie hegt und pflegt. Nein! Ein winziges Etwas sieht sie vor sich, das seinen Sinn gegen ihren seht, ihren Geltungsbereich zu kürzen und einzuschränken trachtet.

Und das Kleine? Nicht Mütterchen steht da vor ihm, an deren Brust es sich sonst traulich zu schmiegen pflegt. Eine böse, böse Frau schlägt auf es los, gönnt ihm nicht das Spielzeug, das sich von selbst den verlangenden Fingern darbott. Sie schlagen aufeinander los. Wieder und wieder. „Du, du böses, böses Kind! Wie darfst du deine Mutter schlagen! Da, da hast du's!“ Das Kind schweigt. Fest zusammengepreßt sind seine Lippen. Immer eigenwilliger wird der Ausdruck seines Gesichtchens. Immer wieder treffen seine Finger auf die der Mutter. Wem es wohl mehr weht tut?

Ich gehe seit geraumer Zeit auf dem gegenüberliegenden Fußsteig. Ich habe alles mitangesehen. Ich halte es nicht mehr aus. Ich überquere den Fahrdamm, gehe auf die Mutter zu, die längst haltgemacht hat, um erfolgreicher ihr Kind zu bekämpfen — erziehen nennt man so etwas gemeinlich. Als sie mich und mein Interesse gewahrt, macht sie eine Bewegung mit Kopf und Augen zu mir hin, die wohl besagen soll: „Sehen Sie — so ist sie. Was sagen Sie zu solchem Eigenfinn?“ Wieder schickt sie sich an, zuzuschlagen. „Nicht doch, nicht schlagen!“ sage ich möglichst sanft. Das Kind blickt finster, erregt. „Du Kleines“, sage ich leise und verhöhnlich, „nicht böse sein mit der Mutter! Du bist doch ein liebes Kindchen; du kannst doch auch freundlich sein. Nun lach doch ein wenig!“ Langsam weicht der starre Trotz aus den Zügen des Kindes. Um seine Lippen zuckt es. Die Augen füllen sich mit Tränen. „Du brauchst nicht zu weinen; du willst doch wieder lieb sein, ja, ja, gewiß. Aber du tuft es auch nicht mehr. Nun sei wieder gut und gib der Mutter ein Küßchen! Sie ist auch nicht mehr böse.“ Und, erlöst von seinem Eigenfinn, wendet sich das liebreizende Wesen mit entzückender Gebärde zur Mutter und streckt ihr bittend die Armechen entgegen.

„Über geh' weg; ich will nichts von dir wissen, du Unartiges! — Sie ist immer so eigenfinnig“, sagt die Mutter zu mir.

O, der Blick von unten her, lang und tief, mit dem das Kind sich nach mir umwendet! Kaum vermögen Worte ihn zu schildern. So voll der Trauer, des Vorwurfes, der Anklage, der Trost- und Hoffnungslosigkeit! Wie sah ich solchen Blick bei einem so kleinen Kinde. Es mag etwa achtzehn Monate alt sein, vielleicht auch schon zwanzig. Sie will nicht, du siehst es selbst, sagt dieser Blick, und er sagt auch: du und ich — wir verstehen einander. Ein schwerer Seufzer entringt sich der kleinen Brust.

„Sie dürfen es nicht zurückstoßen“, sage ich nun wieder verhöhnlich zur Mutter. „Sie verbittern das Kind.“ Und, im Verlangen, dem Kind zu helfen: „Will die Mutter nicht?“ Komm', wir versuchen es zusammen.“ Ich umfachte das Kind und neigte es der Mutter zu. Noch einmal heben sich Mund und Arme ihr entgegen. Sie widerstrebt nicht mehr. „Willst du nun artig sein?“ Des Kindes Hand streift ihre Wange. Zwei große Tränen Wsen sich aus bittenden, versprechenden Augen. Der Mund bleibt stumm. Er kann vielleicht noch nicht einmal sprechen. Mit einem Seufzer der Erleichterung sinkt das Kindchen zurück in den Wagen.

Der Eindruck dieses Erlebens eines zarten Kindes, das noch kaum zu sprechen und zu gehen verstand, ging mir nach und weckte mein Nachdenken. Muß es, darf es sein? Seelisches Leid, trübe Erfahrung, frühzeitiger Energieverlust eines kleinen Kindes, im Kampfe mit dem Erwachsenen! Erbitterung und Verbitterung, früher Charakterverderb, um einer Beringsfügigkeit willen. Ist es notwendig? Nein! Gebt dem Kinde zur rechten Zeit sein Spielzeug! In den Wagen, ins Bettchen, ins Körbchen. Zu Hause, auf der Straße, stets zur Hand, stets bereit, dem fordernden Spieltriebe zu genügen. Es erspart dem Kinde manch unnützes Leid.

Sascha Rosenthal.